

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse
Band: 11 (1931)
Heft: 3

Artikel: Schweizer in England im 17. Jahrhundert
Autor: Lätt, Arnold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-71315>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer in England im 17. Jahrhundert.

Von *Arnold Lätt.*

Das 17. Jahrhundert, in vielen Beziehungen eine dürre und öde Zeit in der Kontinentalgeschichte, sah in England die Lösung einiger der wichtigsten Schicksalsfragen des Königreichs, wenn nicht gar der Welt. Auf dynastischem Gebiet stehen die drei ersten Jahre noch im Zeichen der letzten Königin aus dem Hause Tudor, der großen Elisabeth. Ihr folgten die halsstarrigen, tyrannischen stuartischen Könige, Jakob I. bis 1625 und Karl I. bis 1649, das Ringen zwischen Krone und Parlament, welches zum blutigen Zwischenspiel der puritanischen Revolution mit der Episode der Cromwell'schen Republik und der unglückseligen Restauration von 1660 mit den Königen Karl II. und Jakob II. und schließlich zur Thronbesteigung Wilhelms von Oranien, nach der Revolution von 1689 führte.

Auf geistigem Gebiet sah des Jahrhunderts Anfang Shakespeare auf der Höhe seiner unvergleichlichen Schöpfungskraft, Ben Jonson und Bacon als seine Zeitgenossen. Der Mitte drückten Milton und Bunyan den Stempel ihres Geistes auf, das Ende wird gekennzeichnet durch Drydens literarische Herrschaft, und den Anfang einer neuen Weltauffassung, vertreten durch Newton, Hobbes, Harvey. Das Kolonialreich, ermöglicht durch die Leistungen von Drake, Raleigh, Frobisher und Smith, sieht die Geburt der ersten sich selbst verwaltenden kolonialen Gemeinwesen in Amerika, die endgültige Erledigung der spanischen und portugiesischen Konkurrenz, die Kraftprobe mit Holland, und die ersten großen Kriege mit dem Frankreich Ludwigs XIV. Die Kirche, wie sie Elisabeth mit fester Hand und klugem Sinn geschaffen, ein Werk des Kompromisses, das allen passen sollte, und vielleicht gerade deswegen viele nicht befriedigte, sah noch in den letzten Lebensjahren der Elisabeth eine erste puritanische Revolte gegen die anglikanische

Disziplin, welche die Königin in tudorscher Stärke selbst bezwang. Mit Jakob I. kam zwar ein schottischer Calvinist auf den Tron, aber den Puritanern war dieser Sohn der Maria Stuart zum voraus verdächtig, und vom ersten bis vierten König seiner Linie verstärkte sich die romanisierende Tendenz. Den Königen entsprachen Erzbischöfe von ähnlicher Gesinnung, Whitfield, Bancroft und der tyrannische Laud, der wie sein König auf dem Schaffot endete.

In diese Welt hinein kamen um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert einige schweizerische Besucher, deren Spuren noch in Briefen, Berichten, Tagebüchern und historischen Darstellungen nachweisbar sind. Es ist bezeichnend, daß es sich namentlich um Studenten handelte, welche die hohen Schulen von Oxford und Cambridge, St. Andrews und Edinburg besuchten. Noch genossen sie den Segen und Dank für die Gastfreundschaft, welche 40 Jahre früher ihre Väter den englischen Flüchtlingen in Zürich erwiesen hatten. Die wenigen Bullingerschüler, die noch lebten, saßen auf den höchsten Bischofsstühlen. Ihre Einführungen öffneten den jungen Schutzbefohlenen alle Türen und alle Herzen. Wohl nie hat ein Schweizer Student einen besseren Empfehlungsbrief getragen als Caspar Thomann von Zürich. Das Original liegt im Record Office in London, mehrere Entwürfe sind im Staatsarchiv in Zürich. Der junge Herr wird von Rat und Schule Zürichs an die Königin Elisabeth selber empfohlen und geschildert als: «Unser geliebter Mitbürger, der begierig ist an Ihrer Majestät blühenden Universitäten von Oxford und Cambridge seinen Studien obzuliegen, wenn Ihre königliche Majestät gnädigst dafür sorgen wird, mit der Güte, welche Ihre Majestät allen Fremden aus dieser Stadt zuteil werden ließ, dank der alten Beziehungen, durch welche unsere Kirchen verbunden sind». Der Schluß des Briefes ist ein Gebet für Königin, Volk und Kirche von England, das rechte Sarepta unserer Zeit.

Caspar Thomann hatte in Zürich, Genf und Montpellier studiert, und war wohl schon ordiniert als Pastor, bevor er nach England zog. In einem Brief vom Jahre 1601 berichtet er dem Professor Caspar Waser ausführlich über seine Reise und seine ersten englischen Eindrücke. In London ging er zuerst zum Pfarrer der französischen calvinistischen Kirche, Castoll, einem intimen Freund

von Theodore de Bèze. Dann überbrachte er ein Bündel Schweizerbriefe dem Earl of Rutland, den Kenner der englischen Literatur als einen Gönner Shakespeares verehren, und dessen Frau eine Tochter von Sir Philipp Sydney war. Ein Empfehlungsschreiben übergab er dem Lordkanzler Robert Cecil, in der Geschichte besser bekannt als Lord Salisbury, Sohn Lord Burghley's. Der hohe Herr gefiel dem kritischen Zürcher nicht: « ein arroganter, kleiner Kerl ». « Was willst du, » fragte er mich kurz, nachdem er mich mehrere Tage auf eine Unterredung hatte warten lassen, « was für ein Recht, und welche Verdienste hast du, daß du so hohe Ansprüche stellst? Kennst du denn die Verfassung dieses Königreiches nicht? Die Königin wird nichts tun, von allem, was du verlangst » (Zurich Letters II, 327). Das war eine Douche. Thomann kehrte mit dem Bescheid zu Pfarrer Castoll zurück. Dort traf er den Dr. Meddows, einen ehemaligen Studenten der Basler Universität, der tagelang nach dem Fremden gesucht hatte, sobald er vernommen, daß ein Schweizer angekommen sei. Nun hören wir, daß Thomann noch andere Zürcher als Reisebegleiter hatte, nämlich Eppentianus und Werdmüller, zwei Studenten, die von London gleich wieder zurückkehrten, nachdem ihnen Dr. Meddows das Reisegeld vorgestreckt hatte. Thomann selbst borgte sich 12 französische Kronen von Pfarrer Castoll, und als er anfangs Winter schwer erkrankte, pflegten ihn Dr. Meddows und Frau im eigenen Haus wie einen Sohn. Dr. Hungerford, der am Hofe großen Einfluß hatte, machte sich zu Thomanns Fürsprecher und erreichte bald für ihn ein Jahresstipendium von £ 20 und den gewünschten Freiplatz in der Universität Oxford. Aus den Akten der Universität ergibt sich, daß jedes College einen Beitrag an die Kosten des Freiplatzes leistete, während der Vizekanzler Thomas Thornten in seiner bekannten Güte noch aus seinen Privatmitteln beisteuerte. Größere Freundlichkeit aber als von jedem andern wurde unserm Thomann von Dr. Raynolds, Englands Phönix, dem Präsidenten vom Christ College, zuteil. In diesem College bezog der junge Zürcher sein Quartier. Über Thomanns Aufenthalt in der Musenstadt ist wenig zu berichten. Anthony Wood, der Chronist der Universität, der die Calvinisten und Puritaner haßte, schreibt, Thomann sei mehrere Jahre in Oxford geblieben, er habe als gelehrter Mann gegolten.

Da er aber seine Erziehung zumeist in Genf erhalten, habe er mit andern Freunden ähnlicher Gesinnung den Oxforder Studenten calvinistische Doktrinen eingeimpft, sodaß es viele Jahre gebraucht habe, um dieses Gift wieder auszurotten. Thomanns Name erscheint als einer der ersten auf der Liste der Besucher der Bodleyan Library, der ehrwürdigen Universitätsbibliothek von Oxford.

Als Caspar Thomann in London krank lag, besuchte ihn ein Zürcher Landsmann, Christoph Schwyzer, der seinetwegen viel Geld ausgegeben habe. Es dürfte sich um Christoph Schwyzer den jüngern handeln, der, wie schon sein Vater, sich in England als Formen- und Stempelschneider einen Namen gemacht hatte. Er wird heute als einer der größten Holzstecher des frühen 17. Jahrhunderts geehrt, wie er schon von seinen Zeitgenossen anerkannt wurde, stellt ihn doch Meres in seiner « Wits Commonwealth » bei einem Vergleich griechischer und englischer Künstler dem Lysipus und gar dem Praxiteles gegenüber. Speed, für dessen « History of England », 1614, Schwyzer Siegel und Münzenbilder geschnitten hat, preist ihn als « the most accurate and curious hand of the age ». Auch Vertue und Hollar im 18. Jahrhundert verehrten ihn als einen Meister, und Horace Walpole bewunderte eine schwyzerische Sammlung englischer Königssiegel, von Wilhelm dem Normannen bis Jakob I. Weiter stach Schwyzer die Pflanzenbilder in Lobels « Observations » und in Parkinsons « Paradisus terrestris », 1629, zwei Bücher, die in der Geschichte der Botanik Ehrenplätze einnehmen.

Als Thomann noch in Oxford war, lasen neben ihm in der Bodleyan die Genfer Georges Revilliod, David Pagett und Jean Godet, der Waadtländer Gabriel de Blonay, der Basler Rudolf Hospinian und der Bieler Benedict Thellung; 1611—12 finden wir verzeichnet Samuel Hortensius von Bern, Hans Rudolf Heß, Johann Waser und Rudolf Stucki aus Zürich, dazu Isaac Casaubon von Genf; 1611 Markus Stapper, 1616 Johann Brun und Rudolf Stuckius, 1620 Johann Jakob Wolf von Zürich und César Calendrin von Genf; 1621 ist, als bernischer Theologe bezeichnet, ein Thelin von Lausanne als Besucher der Bodleyan eingetragen.

Mehrere Basler Studenten wurden als regelmäßige Studenten inkorporiert: Johann Samuel Grynaeus, Johann Brandmüller, Mar-

quard Müller, Thomas Platter, Johann Stupanus, 1596, und Rudolf Hospinian 1600. Über seine Eindrücke hat Platter ein Tagebuch geführt, das von Prof. Hecht vor kurzem auf der Basler Bibliothek aufgefunden, und zum Teil publiziert wurde. Es hat schon dadurch Berühmtheit erworben, weil Platter einer der wenigen ist, die uns Kunde hinterlassen haben von Shakespeares Theater, the Globe.

An der Universität Cambridge studierte der Basler Wolfgang Mayer, der durch seine Mutter ein Nachkomme des Straßburger Reformators Bucer war, welcher unter Eduard VI. einen Ruf nach Cambridge erhalten hatte. Der junge Mayer glaubte Anrecht zu haben auf besondere Gunst, hatte man ihm doch von einer Bucer Scholarship gesprochen. Von ihm haben wir nicht ein Tagebuch, aber eine ausführliche Briefsammlung, welche von Paul Mayer auf der Straßburger Staatsbibliothek aufgefunden, und 1915 im Basler Jahrbuch besprochen wurde. Auch dieser Basler dürfte Shakespeare spielen gesehen haben; auf jeden Fall hatte er Sinn für dramatische Kunst, schreibt ihm doch ein Onkel 1598, nachdem er ihn gescholten, daß er viel Geld verpraßte: « Mustest nit alle Triumph und Schowspiel sähen ». Sein Neffe Jakob Mayerus war 1609 und wiederum 1612—13 im Trinity College in Cambridge immatrikuliert, woselbst er wenig studierte und viel Geld ausgab. Bezeichnend ist eine Klage des Vaters, er habe doch den Sohn in die berühmte Schule von Cambridge geschickt, nicht nach London, wo er öfters und lange hängen geblieben sei, wo er z. B. in einem fröhlichen Hock mit andern Baslern, Alexander Henrik Petri und Heizmann, 12 Coronatos, wohl frz. Kronen, verjübelt habe.

Auch Mayer hatte treffliche Einführungen von Rat und Universität Basel. Er durfte das Empfehlungsschreiben dem König Jakob I. persönlich übergeben, als dieser zur Kapelle schritt. Der König nahm den Brief entgegen, ohne ein Wort zu sprechen. Als er vom Gottesdienst zurückkehrte, hatte er das Schreiben offen in der Hand, ging aber wieder schweigend an Mayer vorüber und verschwand auf sein Zimmer. Der Student wartete über einen Monat umsonst auf eine Antwort, und fand niemanden, der gewagt hätte, Seine Majestät daran zu erinnern. Natürlich wurde aus dem

erhofften Stipendium in Cambridge mangels Empfehlungen ebenfalls nichts.

Auch ein Basler Professor hat eine Schilderung seiner Englandfahrt 1606—08 hinterlassen. Es handelt sich um den bekannten Sonderling Joh. Jb. Grasser, Pfarrer zu Bennwil, Diakon von St. Clara, Ritter, römischer Bürger und Pfalzgraf des Heil. Röm. Reiches. In seiner «Italienischen, Französischen und Englischen Schatzkammer» erzählt er, daß er mit zwei Landsleuten, Eckenstein und Meyer, von Dr. Meddows eingeführt, am Lord Mayor's Banquet teilgenommen habe. Bei der St. Pauls-Kirche wohnte er der Vierteilung und Verbrennung des Jesuiten Henry Garnet bei, der wegen Hochverrat und Teilnahme an der Pulververschwörung hingerichtet wurde. In Richmond zeigte man ihm den wunderbaren Spiegel, in welchem König Heinrich VII. die Zukunft zu lesen verstand. Lustig sind seine Verdeutschungen englischer Namen: Greenwich heißt Grünewitsch, Windsor = Winshorn, St. Theobalds = Dieboltz, des Königs Residenz ist ein «ausbündiger Lustgarten», «Cambritsch eine sehr alte und berühmte Universität», Ochsenfort kleiner dann Cambritsch, aber sehr lustig», «Kandelberg» auch «ein recht lustige Stadt». Am meisten imponierte ihm aber die Militärmacht des Königs, der 100 000 Mann zu Fuß und 20 000 Reiter aufstellen könne und oft bis 100 Schiffe gleichzeitig auslaufen lasse.

Im Jahre nach der Escalade, 1603/04, war Jacob Anjorant, Sieur de Souilly, als Gesandter der Republik und Kirche Genfs in England, um Unterstützung zu erbitten für die bedrängte Stadt. Zahlreiche zeitgenössische Berichte beweisen, daß das Gesuch gut aufgenommen wurde. Namentlich König Jakob selber gab reichlich, und empfahl das Gesuch der Republik aufs wärmste. Mit dem Resultate im Norden war der König nicht zufrieden, wie aus einer Briefsammlung der Universität Cambridge hervorgeht. In der ganzen Diözese York waren nur £ 551.6.4¹/₄ eingegangen, sodaß Jakob dem Erzbischof Dr. Smith befahl, nochmals einen Sammelsonntag zu veranstalten.

Ein Genfer, Etienne Le Sieur, war damals englischer Gesandter am Hofe des Kaisers. Seine Geschichte ist von E. A.

Beller in der *English Historical Review* (Jan. 1925) erzählt worden. Le Sieur war 1575 als «servant» in den Haushalt Sir Philipp Sydneys aufgenommen worden. Er begleitete seinen Herrn auf den Feldzügen in den Niederlanden, wo er von den Spaniern jahrelang gefangen gehalten wurde. Sydney vermachte ihm testamentarisch £ 200.—, die ihm nach der Freilassung den Weg zum diplomatischen Dienst eröffneten, erst in Holland, dann bei den Hansastädten und in Dänemark. Eine der letzten Depeschen der Elisabeth lobt seine «good services and diligence». Kein Wunder, daß ihn Jakob I. nach Wien entsandte. 1608 wurde er nach Florenz versetzt, 1609—13 war er bei den protestantischen Fürsten Deutschlands akkreditiert. 1608 zum Ritter geschlagen, erhielt er vom König ein für Jakob I. bezeichnendes Geschenk, nämlich die Hälfte von £ 8000.— alten Schulden, die es ihm überlassen wurde einzutreiben. Am sichersten dürften eingegangen sein die £ 1000.—, welche Sir Thomas Gresham, der Gründer der Londoner Börse, der Königin Elisabeth schuldig geblieben war. Le Sieur starb 1627 in großer Not, da ihm unter Karl I. die Pensionen nicht mehr ausgerichtet wurden.

Am meisten Glück von den Schweizern im England der Stuarts hatte Dr. Theodore de Mayerne, Baron d'Aubonne, eine europäische Berühmtheit seiner Zeit, Hofmedikus Jakobs I. und Karls I. Theodore de Bèze in Genf war sein Pate gewesen. Der Herzog von Rohan und König Heinrich IV. hatten Mayernes Größe erkannt, und ihn an den französischen Hof gezogen. Weil er nicht katholisch werden wollte, nahm er nach der Ermordung Heinrichs IV. den Ruf Jakobs I. von England an. Schon früher hatte er, als Arzt eines englischen Edelmannes, eine Reise nach London und Oxford gemacht, woselbst ihn die Universität mit hohen Ehren empfangen hatte. Neben verschiedenen Einkünften und Geschenken aus der Staatskasse bezog Theodore de Mayerne z. B. 1619 ein Jahresgehalt von £ 600 plus £ 75 für Wohnungsbeilage, plus £ 300 für seine Frau, welche letztere Summe der Witwe als Rente noch 21 Jahre nach Mayernes Tod ausbezahlt werden sollte. Es gibt in der National Portrait Gallery in London ein Portrait von Rubens, das besser als jede Biographie das Geheimnis des Glücks und Erfolges des Genfer Arztes erklärt.

Es zeigt ein fettes glückliches Gesicht, aus dem Selbstvertrauen und Lebensfreude sprechen, und dem die Pose des Mediziners wohl ansteht. Man fühlt bei der Betrachtung des Bildes, daß dieser hochgestellte Mann, Höfling und Mediziner, Philosoph, Chemiker, Maler und Antiquar vieles wußte über die Großen seiner Zeit. Ihm sagten manche die Wahrheit, welche sie selbst den Priestern vorenthielten. Sein Name wird oft genannt in alten Chroniken, seine Gelehrsamkeit wird hoch gepriesen, Zeugnisse seines unvergleichlichen Witzes finden sich in Anekdoten-Sammlungen bis in die neueste Zeit, und der Respekt, der seinem Namen gezollt wurde, spricht aus den Akten der Gerichte. Dank der Chronique scandaleuse am Hofe der Stuarts sind wir über Mayerne ausführlich informiert. Kein Geringerer als His Honour Judge Edward Abbott Parry, der eben jetzt die lange Perücke eines Appellationsrichters trägt, hat, von des Genfers eigenartiger Persönlichkeit angelockt, die Akten durchstöbert, und in einem 1925 erschienenen Buche «The Overberry Mystery», von Theodore de Mayerne ein Portrait gezeichnet, das verdient, auch in der Schweiz beachtet zu werden. Richter Parry schrieb: «Ich habe mich oft gewundert, warum Chronisten und Historiker Dr. Mayerne so wenig beachten, dessen Kenntnis der Verhältnisse intimer, und dessen Urteil klarer war, als irgend ein anderes». Es kommt wohl daher, daß sich Mayernes eigene Aufzeichnungen auf medizinische Dinge beschränken. Und wie eine Lebensregel für Höflinge liest sich der Ausspruch eines Arztes in Cromwells Tagen, der von Mayerne gehört und sorgfältig notiert wurde: «Wir können Kinder nicht am Wachstum, und Leute nicht am Plaudern hindern, aber in dieser Zeit ist es weise, stummen Mund und große lange Ohren zu haben». Wir brauchen uns nicht zu verwundern, daß englische Ärzte und das Publikum den fremden Günstling des Königs haßten und fürchteten. Doch gab er ihnen keinen Halt, ihn zu Fall zu bringen. König Jakob, der Krankheit und Tod noch mehr fürchtete als alle Teufel seiner «Dämonologie», hatte unbegrenztes Vertrauen in seinen Arzt, dem er jedes Jahr nur noch ergebener wurde. Aber auch keiner der Großen des Reiches, schreibt Parry, quittierte das Leben, solange ihm Dr. Mayerne noch Hoffnung machte. Ihn rief man als letzten Helfer in verzweifelten Fällen.

Anekdoten nennen ihn den « Engel des Todes ». Wem mag das letzte Stündlein gelten, fragte man sich, wenn man Dr. Mayerne ausreiten sah. Seine Stellung hat nicht ihresgleichen in der englischen Geschichte. Seine Herrschaft über den Hof von St. James erstreckte sich über die letzten 17 Jahre Jakobs I., über die ganze Regierungszeit seines Sohnes Karl I. und bis weit in die Cromwell'sche Periode hinein.

Karl I. schlug ihn zum Ritter. Er hieß nun Sir Theodore de Mayerne of St. Martin's in the Fields. Nach Karl I. Hinrichtung wohnte Mayerne kurze Zeit in Aubonne. Die Berner Regierung erlaubte ihm nicht, den Titel eines Baron von Aubonne geltend zu machen, den er aber doch führte. Bald kehrte er nach London zurück und nahm wieder seine Konsultationen auf. In Chelsea an der Themse hatte er ein Landhaus. Er schrieb Rezepte, die in Abschriften als Erbstücke weitergegeben wurden. Aber böse Zungen behaupteten, er habe, sobald er einen Fall als hoffnungslos erkannte, den Patienten in die Heilbäder von Bath, Harrogate oder Tunbridge Wells geschickt, damit er dort und nicht unter seiner Hand sterbe. Die Rechnungen, die von Mayerne erhalten sind, könnten heute noch seine Kollegen neidisch machen. Trotz des riesigen Einkommens, das er bezog, bettelte er immer wieder bei König und Parlament um Konzessionen und Ekzeptionen, die er immer wieder durchsetzen konnte. Unter Cromwell, als alle Günstlinge der Stuarts um Gut und Leben zitterten, erreichte Mayerne gar einen Beschluß des Staatsrates, der ihn von allen Steuern und Abgaben befreite. Außerdem wurde ihm in einem ehrenvollen Schreiben erklärt, wie angenehm dem Lord Protektor sein Verbleiben in England sei.

Parry zeigt uns Theodore de Mayerne am Sterbebett Lord Robert Cecils, Earl of Salisbury, 1612. Das Leiden Cecils, der Tod Casaubons und derjenige des Prinzen Henry of Wales, der an einem geheimnisvollen Fieber, wohl am Typhus starb, hat Mayerne selbst in ausführlichen wissenschaftlichen Abhandlungen beschrieben. In allen drei Fällen erkannte er rascher als alle andern Ärzte die Hoffnungslosigkeit der Lage. Jedesmal verschrieb er ganz anders, als die vereinigte Weisheit der übrigen Ärzte. Jedesmal

hörte man auf ihn erst als es zu spät war. Dann aber priesen die Leute sein großes Wissen eben so laut, wie sie den Unverstand der andern Ärzte tadelten. Wie aber behandelte er die Patienten? Lord Cecil, der nach Obst und Trauben begehrte, durfte nur Fleisch haben, und dazu das Wasser von Bath. Den Prinzen Henry wollte er schröpfen, die Mehrheit aber einigte sich dahin, daß ein junger Hahn, genau durch die Mitte des Rückenmarkes gespalten, dem Prinzen auf die Fußsohlen appliziert werden müsse. Darob entstand im Beisein des Königs eine große Disputation, in welcher unser Hofmedicus erklärte: «Ihr solltet vergessen, daß Ihr hier einen Prinzen behandelt, Ihr solltet vorgehen wie in Fällen anderer Sterblichen, ansonst wird der junge Mann sterben müssen, weil er ein Prinz ist, während er leben könnte, wenn er ein Gemeiner wäre». König Jakob gebot, daß der Prinz geschröpft werde. Am folgenden Tage aber gab er der andern Partei recht, und am dritten starb der Prinz. Von da an hieß es immer, ja wenn man doch auf Mayerne gehört hätte; vielleicht wäre unter Heinrich das Schicksal Englands ein anderes geworden als unter Karl I.

Ein gewaltiger politischer Prozeß jener Zeit ist bekannt unter der Bezeichnung «The Overbury Mystery», das tragische Ende Sir Thomas Overburys, der Sturz und Tod des schönen Robert Carr, Earl of Somerset und seiner Frau, Frances Howard, der wunderschönen Tochter des Earl of Suffolk, zusammen mit der Hexe und Giftmischerin Mrs. Turner und vielen unschuldigen Opfern gewaltiger Gerichtsverhandlungen in Westminster Hall. Von Mayerne, der auf des Königs Befehl Sir Thomas Overbury während der Gefangenschaft behandelte, sind nicht weniger als 28 Rezepte in den Prozeßakten vorhanden, und obschon allgemein behauptet wurde, und auch von dem Richter Sir Edward Coke fest geglaubt wurde, daß Overbury vergiftet worden sei, hat man den Hofmedicus niemals auch nur als Zeugen zu den Verhandlungen vorgeladen. Vielleicht gerade weil er nicht an Vergiftung glaubte, sondern Overburys Tod der Schwindsucht, infolge der langen Kerkerhaft, zuschrieb. Warum hat Mayerne nicht selber gesprochen? Parry nimmt an, der König habe es ihm verboten. Denn gerade in jenen Tagen wurde Mayerne zur Behandlung der Königin nach Bath abkommandiert. In seinen alten Tagen äußerte

Mayerne seinem Sekretär, Stephen Lannan, gegenüber die Absicht, seine Erinnerungen aufzuzeichnen, und viele der böswilligen Aussagen der Republikaner über seine königlichen Herren zu widerlegen. Aber der Tod nahm ihm die Feder aus der Hand, bevor er über einige persönliche Bemerkungen hinaus war. Auch erklärte er in seiner philosophischen und satyrischen Art, es sei für die Söhne und Enkel gelegentlich besser, wenn sie nicht alle Sünden der Väter und Großväter kennen. Nochmals gibt uns Parry ein treffliches Bild der Persönlichkeit Mayernes im Schlußkapitel des «Overbury»-Buches. — Der alte Medicus war beleibt und schwerfällig geworden. Es kostete ihn große Anstrengung, von Chelsea nach St. Martins zu reiten. So ging er nur noch zweimal wöchentlich hin, und forderte für seine Konsultationen nur noch mehr als in jungen Jahren. Die übrigen Tage verwendete er für die Ausarbeitung seiner Opera medica und für chemische Experimente; denn Chemie und Alchimie gingen auch bei ihm zusammen mit der Medizin. Die Overbury-Geschichte verschweigt er ganz in seinen Memoiren, weil das einzige Kind Somersets, Lady Anne Carr, als Jugendgespielin seiner eigenen Tochter aufwuchs, und besser nichts Genaueres erfuhr von dem grausamen Schicksal und der Schande ihrer Eltern. Mayernes jüngster Sohn, ein vielversprechender Jüngling, war mit dieser Lady Anne Carr verlobt, als ihn der Tod wegraffte. Lady Anne wurde später die Gattin Sir William Russells und so die Mutter des großen Staatsmannes Lord William Russell, unter Wilhelm III. Mayerne starb am 27. März 1655. Seine vier Söhne, und auch die einzige Tochter waren vor dem Vater gestorben. Die Tochter war verheiratet mit Pierre Caumont, Marquis de Cugnac. An diese Hugenotten-Familie ging das Riesenvermögen Mayernes über, mit Ausnahme einiger Vermächtnisse für Freunde und Stiftungen, z. B. £ 200 für ein Pesthaus in Genf und £ 10 000 für den Gatten einer Nichte, den Dr. Sir Theodore Colladon, auf den ich noch zu sprechen kommen werde.

Bodley erklärte Mayernes Wissenschaft als eine trockene oberflächliche und lächerliche Zusammensetzung von Rezepten. «Le Journal des Savants» dagegen hat für ihn Worte höchsten Lobes: « Ses raisonnements sont simples, justes et précis, les in-

dications bien suivies, les remèdes méthodiques, convenables, bien choisis. La préparation des médicaments est enseignée avec beaucoup d'ordre et de clarté. En un mot, il y a peu d'ouvrages de médecine où les réflexions soient plus sensées et la matière médicale mieux entendue».

Dr. Munk und der « Dictionary of National Biography » betrachten ihn als wohl den besten Arzt seiner Zeit. In der St. Martins-Kirche steht noch sein Grabmal mit langer Inschrift, aus der ich nur folgende Schlagworte zitiere: Theodorus Mayernus, magnum nomen, alter Hippocrates, orbi salutifer, saeculi sui decus, futurorum exemplar . . . incredibilis politiarum rerum usus . . . Quid de Mayernio plura? Mayernium dixeris omnia dixeris.

Es ist klar, daß vor allem die Genfer an Mayerne einen wertvollen Berater und generösen Gönner hatten. Die Kirche selbst hatte ihn konsultiert, bevor sie 1637—38 die Schreiben an König Karl, Erzbischof Laud und die Schotten abgehen ließ. Diese Korrespondenz ist von Heyer im « Bulletin de l'Institut National de Genève » publiziert worden.

Durch Mayerne wurden namentlich auch die beiden Genfer Maler und Emailisten Jacques Bordier und Jean Petitot nach London gezogen. Seinem Schutze verdankten sie ihre Erfolge am Hofe. Eine einläßliche Lebensbeschreibung und künstlerische Würdigung der Werke dieses geistigen Brüderpaares publizierte Ernst Stroehlin in Genf, 1905, unter dem Titel: « Jean Petitot et Jacques Bordier », und es gibt ein altes, fein illustriertes Werk von einem Nachkommen Bordiers über: « Les Emaux de Petitot du Musée impérial du Louvre », Paris 1862. Petitot war in Genf Bordiers Lehrling und Geselle gewesen; später wurden sie noch verwandt, indem sie Schwestern heirateten. Als schlechte Zeiten kamen, folgten sie gerne dem Glücksstern Mayernes nach London, der selbst einige Miniaturbilder in Email hinterlassen hatte. Er erzählte seinen Landsleuten von seinem Freunde Rubens und führte sie bei Van Dyck ein. Ihre Hauptaufgabe war, Portraits und Gemälde dieser Meister auf Email zu reproduzieren. Mayerne, als erfahrener Chemiker, erfand ein Verfahren, das Leder zu verstärken, auf welches die Emailmalerei aufgetragen wurde.

Auch soll er für Van Dyck die Farbenmischungen erfunden haben, welche dem Einfluß der Jahrhunderte so wunderbar widerstanden haben.

Mehrere Petitot-Miniaturbilder sind erhalten von König Karl I.; viele Porträts sind in der Jones Collection des Victoria and Albert Museums, andere im Schloß zu Windsor und in verschiedenen privaten Sammlungen. Ein großes Porträt, Quartformat, der Countess of Southampton, Rachel de Ruvigny, einer französischen Protestantin, ebenfalls nach einem Ölbild von Van Dyck, kam in den Besitz von Lord Hardwicke und wird von Horace Walpole in seinen « Anecdotes of Painting » bezeichnet als das schönste Emailbild der Welt; es habe nicht seinesgleichen in Kühnheit der Ausführung und Wärme und Reichtum der Farben. Heute ist es in der Sammlung von Chatsworth. Andere oft reproduzierte Portraits von Petitot sind Karl I. und Königin Henrietta, Jakob II. als Herzog von York, Ludwig XIV., Mme. de Montespan etc.

Schon 1640 wurde Petitot von Karl I. zum Ritter geschlagen und erhielt, wie einst Holbein 100 Jahre vor ihm, Wohnung in Whitehall. Zu Beginn des Bürgerkrieges siedelten die beiden Schwager mit der königlichen Familie nach Paris über. Petitot (wie Mayerne) kehrte aber bald unter Cromwell zurück, während Bordier in Frankreich blieb. Petitot erhielt vom Rumpfparlament den Auftrag, die beiden Schalen einer Uhr zu bemalen, die als Geschenk für den General Fairfax bestimmt war. Er brachte es fertig, auf Kreisen von je 1,5 Zoll Durchmesser das ganze Parlament und die Schlacht von Naseby darzustellen, so scharf, daß man deutlich die führenden Personen wiedererkannte. Es hätte ihn vielleicht einige Mühe gekostet, nur ein Familienporträt zu malen; denn er hatte nicht weniger als 17 Kinder. Ein Enkel Petitots wurde ebenfalls Miniaturmaler in England, und machte es sich zur Regel, nur auf Silber und Gold zu malen, und nur zu festen Tarifen, anfänglich 20, später 40 Guineas pro Person. Den alten Petitot finden wir nach 1670 in Paris. In den letzten Jahren seines Lebens schrieb er für seine Familie ein Buch « Prières et Méditations chrétiennes pour la famille », das er mit vielen Zeichnungen illustrierte. Nach der Revokation des Edikts von Nantes sollte ihn Bossuet persön-

lich zum Katholizismus bekehren. Keine leichte Arbeit. Bossuet zog sich dabei ein Fieber zu infolge Überarbeitung. Petitot aber brannte nach Genf durch, wo er von Kunden so belagert wurde, daß er bald nach Vevey übersiedelte, um ruhiger arbeiten zu können.

Ein Steuerregister der fremden Arbeitgeber aus dem Jahre 1620 erwähnt neben einem einzigen Schweizer, dem Zürcher Christoph Schwyzer, vier Genfer, wovon zwei Ärzte, neben Dr. Mayerne Dr. Theodore Diodati. Nach den Rolls of the Royal College of Physicians praktizierten zwei Dr. Theodore Diodati in London, Vater und Sohn. Beide waren in Genf geboren, beide hatten in Leyden studiert und doktoriert, und nachher in London die Prüfung des Royal College of Physicians bestanden, der Vater 1616, der Sohn 1643. Der Sohn erscheint auch unter den Honorary Fellows des Royal College of Surgeons, war also auch Wundarzt. Aus dieser Familie entsprossen noch im 18. Jahrhundert mehrere berühmte Ärzte in London und Philadelphia, wie sich aus E. Salisburys Studie «William Diodate und His Italian Ancestry» (New Haven, Con. 1875) ergibt. Der ältere Theodore Diodati war ein Bruder des großen Genfer Theologen Jean Diodati, des italienischen Übersetzers der Bibel. Jean und Theodore Diodati hatten früh ausgezeichnete Beziehungen mit England. Namentlich der englische Gesandte in Venedig, Sir Henry Wotton, unterstützte Jeans Propaganda in Italien mit dem ganzen Gewicht des englischen diplomatischen Einflusses. Er hatte in Genf studiert, und bei den Diodati gewohnt; später war er bei ihnen, wie in Basel bei den Mayer, öfters zu Gaste. Er war es, der Theodore Diodati in London einführte. Dieser wohnte zuerst in Brentford, Middlesex. Schon dort wurde er Leibarzt des Prinzen Henry von Wales, 1609. Er muß also einige Jahre praktiziert haben, ohne daß er im Besitze eines englischen Diploms war. Wie Mayerne hielt er viel auf dem Schröpfen. Fuller in seinen «Worthies» und Hakewill in seiner «Apology or Declaration of the Power and Providence of God» erzählen von den Wunderkuren, die mit Schröpfen erreicht wurden. Einem Gärtner zapfte Diodati nicht weniger als 60 Unzen Blut ab (1,68 Liter). 1620 finden wir ihn in London als Hausbesitzer nahe beim Bartholomews Hospital; 1624

bewirbt er sich um die Stelle eines Arztes im Tower, dem Staatsgefängnis, wobei er Theodore de Mayerne als Referenz angibt. Mason, Miltons Biograph, schildert ihn als hochangesehenen Arzt mit großer Praxis und vornehmer Kundschaft. Auch seine Rezepte wurden gesucht und häufig abgeschrieben; eine Sammlung von 173 seiner Vorschriften befindet sich in den Ayscoph M. S. S. des Britischen Museums. Am meisten trug zur Verewigung seines Namens der Zufall bei, daß sein Sohn Charles Diodati ein Jugendgespieler und Freund John Miltons war. Beide Familien wohnten in Milkstreet. Beide Knaben besuchten die berühmte St. Paul's School; beide waren begeisterte Lateiner, Griechen und Verseschmiede. Von Milton sind aus jener frühen Zeit zwei Briefe an Charles Diodati erhalten. In dem einen nennt er ihn: « My own loving heart, my so faithful one (pectus amans nostri, tamque fidele caput) », im andern erklärt er, seine Liebe für den Freund sei zu groß, als daß er sie in Versen besingen könnte. Darum schreibe er Prosa. (Mason, Life of Milton I, 98.) Aus Diodatis griechischen Briefen an Milton spricht die Freude an des Dichters damals noch lebensfroher Geselligkeit, an seinen klugen Gesprächen und an seiner klassischen Belesenheit: « Aber warum verachtest Du die Gaben der Natur? Warum sitztest Du ganze Nächte und ganze Tage über den Büchern und literarischen Exerzitien? Lebe, lache, genieße die Jugend und die Stunden, die so rasch vergehen. Laß die Grübeleien, nachdem was die Alten dachten, und mach Dich nicht zum Märtyrer ihretwillen », schrieb Diodati an Milton. An Charles Diodati, als ersten Freund und Kritiker, soll Milton die ersten Entwürfe seiner « Ode on the Morning of Christ's Nativity », 1629, gesandt haben, die von Hallam und andern als die schönste Ode der englischen Literatur bezeichnet wird. Ch. Diodati studierte in Oxford, Milton in Cambridge; nur die M. A.-Prüfung bestand auch Diodati 1628 in Cambridge. Dann wurde er Arzt irgendwo in Cheshire. Aus diesen Jahren sind mehrere Briefe beider Freunde erhalten, die sich immer wieder während der Ferien in London trafen. Ein Gedicht Miltons aus Italien, 1638, erreichte London, als Diodati schon gestorben war. Die Klage um den toten Freund ist eines von Miltons großartigsten lateinischen Gedichten. Es ist das « Epitaphium Damonis ».

Auf der Rückkehr aus Italien hielt sich Milton bekanntlich einige Wochen in Genf auf, wo er nach seinen eigenen Worten täglich mit Jean Diodati, dem Onkel seines Damonis, verkehrte.

Zu Miltons Bekanntenkreis in London gehörten auch François Turrettini und der Kaufmann und Bankier John Louis Calendrini. Dieser besorgte die Übermittlung zahlreicher Briefe englischer und schweizerischer Korrespondenten. Milton lobt seine erprobte Zuverlässigkeit und gewohnte Dienstfertigkeit. John Pell, Cromwells Gesandter in Zürich, spricht ebenfalls sehr lobend von ihm in den Briefen an den Staatssekretär Thurloe (Vaughan, Protectorate I, 302, 308, 354). Durch sein Haus wurden die englischen Hilfsgelder für die armen Waldenser nach Genf übermittelt, und auch die diplomatische Korrespondenz des Gesandten Johann Jakob Stockar mit den reformierten Orten, während seiner Friedensmission 1653—54, wurde durch Calendrin & Cie. besorgt. Oliver Flemming erwähnt in einem Brief an Antistes Ulrich in Zürich einen Pompejus Calendrin von der gleichen Firma als Überbringer der Briefe. Das Haus blühte noch zur Zeit des großen Feuers in London. Sein Name findet sich aber nicht mehr erwähnt in einem Verzeichnis reicher Genfer Kaufleute zu Wilhelms III. Zeiten, wo festgestellt wird, daß die Genfer Bankiers Buisson, Saladin, Lullin, Perdreaux und Faure £ 300,000.— auf englischen Banken liegen haben und jährlich über £ 20,000.— Zinsen ziehen.

Es ist anzunehmen, daß Pompejus und Jean Louis Calendrin nahe Verwandte waren von César Calendrin, über den wir besser als über irgend einen andern Schweizer in London im 17. Jahrhundert informiert sind; da er fast 30 Jahre lang eine hervorragende Rolle spielte in den Beziehungen zwischen den englischen und fremden protestantischen Kirchen. Er war Sekretär und später Präsident des Coetus oder gemeinsamen Kirchenrates der französischen, holländischen und wallonischen Emigrantenkirchen in London, dazu Suffragant der italienischen calvinistischen Gemeinde und Pfarrer der holländischen Kirche. Er war in Staden in Holland geboren, Doktor der Theologie der Universität Oxford (Exeter College), vieler Sprachen mächtig, weit gereist und als Genfer mit allen großen Führern des Calvinismus bekannt.

Als die Bündnerkirche der 10 Gerichte nach dem Veltlinermord 1624—25 eine Delegation von drei Geistlichen und drei Edelleuten (die Namen der Edelleute waren Salis, Planta und Bentela) nach London entsandten, wandten sie sich an Calendrin um eine Einführung. Er sicherte ihnen die königliche Einwilligung, in allen fremden und englischen Kirchen eine Kollekte für Graubünden zu veranstalten. In den schweren Zeiten puritanischen Eifers und anglikanischer Reaktion hatte Calendrin eine äußerst schwierige und gefährliche Stellung. Seiner Milde und Beredsamkeit gelang es, immer wieder zu vermitteln und den Frieden zwischen den von ihm betreuten Kirchen zu wahren. Er starb im Jahre der großen Pest 1665. Ein wertvolles Denkmal hat er sich gesetzt durch eine Sammlung von vielen tausend Briefen seiner Zeitgenossen und Vorgänger. In den Gewölben der holländischen Kirche in Austin Friars aufbewahrt, blieben diese Briefe vom großen Brande verschont. Sie sind heute auch für uns eine wichtige Geschichtsquelle. 4413 Stück sind abgedruckt in J. Henry Hessels «*Ecclesiae Londino-Batavae Archivium*», 1889.

Ein ganz interessantes Kapitel bilden darin die Briefe, die zwischen Sir Oliver Flemming, dem weiland englischen Gesandten in Zürich, und seinen Gläubigern in Zürich und Basel gewechselt wurden. Daß Flemming viele Schulden hatte, war längst bekannt, wie gewaltig aber die Summen gewesen sein müssen, und wie zahlreich die ausgepumpten Opfer, läßt sich erst beim Lesen dieser Briefe recht ermessen. Die Gläubiger suchten Flemming mit Hilfe der in London niedergelassenen Schweizer zu betreiben, die Basler durch die Kaufleute *Battier*, *Mietz* und *Veith* und *Andreas Wohnlich*. Professor Wolfgang Mayer, der einst in Cambridge studiert hatte, war hereingeleimt worden für 1000 Reichstaler; außerdem blieb ihm noch mehrere Monate lang Mrs. Flemming, «die Frau Residentin», auf dem Halse, wie sich aus folgendem Briefe ergibt:

«Muß Euch in geheim klagen, wie es mir mit der Fraw Residentin ergeht. Diese will mit allem gwalt hinweg, aber die Creditores wollen sie kurzum nicht weg lassen, dan sie sorgen ihr Heer würde ihnen noch weniger nachfragen, wan er sein Fraw zu hauß hatte. Und noch weniger an die be-

zahlung gedenken. Sie begehren an mich, ich solle für sie, um ihr Summ Birg werden, so wollen sie zu ihren wegriß willen geben: weil ich aber solches nicht tun kan, noch will, so ist die Fraw über mich erzirnet, und sagt ich seye schuldig dran, das sie allhier auffgehalten wirt. Nun will mir aber niemand rhaten, daß ich mich H. Ritter Flemmings halben weiters verstrecken soll, sunderlich will es H. Zunfftmeister Brand, und H. Emanuel Rueden, meine Schwäger nicht leiden, dan ich albereit 900 R.thaler an Ihn zu foerdern habe, und kan doch nicht zu wegen bringen, das er meinem Sohn ettwas geben will, sundern muß leider auß seinen, meines Sohns Brieffen vernemmen, das er Ihn hunger und mangel hat leiden lassen, dadurch er auch endlich gezwungen ist worden, ein weib zu-nemmen, weil er von seinem herren verlassen war. Er hat Ihn zwar seither wieder zu sich genommen, nachdem er verstanden, das sein Fraw an meinem Tisch ist: Aber ich weiß wohl, das ers meinem Sohn wird entgelten lassen, wan er vernemmen wirt, das man sein Fraw nicht weglassen will ».

Mayers Sohn Emanuel war 1647 nach England gekommen, wohl weil der Vater hoffte, er werde Stipendien und gute Aufnahme in Cambridge finden, und Flemming werde an ihm die Schulden abtragen; aber schließlich mußte Vater Mayer die holländische Kirche um Vorschuß und Bürgschaft für den Sohn bitten, was gewährt wurde. Aber als seine Schuld fällig wurde, weigerte er sich seinerseits, Zahlung zu leisten. Er berief sich auf die Verdienste seiner Vorgänger und Verwandten Oecolompad, Bucer und Capito um die Reformation in England. In diese Schuldengeschichte wurde auch Professor Zwinger verwickelt, auf dessen Fürsprache hin die holländische Kirche Mayer das Geld vorgestreckt hatte.

Ein anderes Baslergeschäft, welches César Calendrin und Andreas Wohnlich besorgten, betraf eine Hinterlassenschaft von 4500 französischen Livres des Jakob Battier, der zirka 1660 als Sekretär des Earl of Leicester starb. Diese Summe wurde von dem schon erwähnten Kaufmann Andreas Wohnlich zurückbehalten, und war nur teilweise, und unter Druck kirchlicher Kreise herauszubringen, als Johann Rudolf Battier, cand. theol., 1662 in London erschien.

Neben den Zürchern, Genfern und Baslern finden wir zur Zeit Karl I. auch ein Grüpplein Berner in London, einige deutscher, andere welscher Sprache. Von ihnen ist in der Folge am bekanntesten geworden Johann Heinrich Hummel von Brugg,

der im dritten Viertel des Jahrhunderts der Berner Kirche als Dekan vorstand. Eine einläßliche Studie, gestützt auf Hummels eigene Aufzeichnungen, wurde 1856 von Wilhelm Fetscherin im bernischen Neujahrsblatt publiziert. Ein erstes Mal kam Hummel unfreiwillig nach England. Als Student wollte er von Dieppe aus zu Schiff nach Holland fahren. Aber das Fahrzeug wurde von so wilden Stürmen drei Tage lang herumgeschlagen, daß es in der Nähe von Deal aufgegeben werden mußte. Die Mannschaft rettete mit Hilfe englischer Fischer das nackte Leben. In London vernahm Hummel zudem noch, daß der holländische Kaufmann, auf den seine Kreditbriefe ausgestellt waren, bankrott gemacht und sich geflüchtet habe, und daß auch sein Geld verloren sei. Durch eine glückliche Fügung entdeckte er den Ausreißer in London, und konnte noch einen Viertel seiner Wertbriefe einlösen. Damit fuhr er zum Studienjahr nach Groningen hinüber. 1634 kehrte er nach London zurück, sein Glück zu versuchen. Ein Tischmacher von Winterthur nahm ihn gastfreundlich auf und führte ihn zu einem reichen Kunden, dem Kaufmann Tilenus. Dieser stellte Hummel seine Bibliothek zur Verfügung und machte ihn mit dem Mediziner Dr. Leech und mit einem großen Hebräer namens Taylor in Clapham bekannt. Bei diesem Manne und Taylors Schwiegervater Thomas Gattacker, Pfarrer von Rotherhithe, logierte der arme Student mehrere Monate. Als der letzte Penny verbraucht war, half wieder Dr. Leech mit gutem Rat. Er brachte den fremden Scholaren bei einem andern reichen Kaufmann, Pennigton, unter. Nachdem Hummel drei Monate lang in der Dachkammer fast unbemerkt gelebt hatte, lud ihn eines Sonntags Mr. Pennigton an den Familientisch ein. Dabei kam das Gespräch auf eine Musterrung der Stadtmiliz, an welcher Pennigton am folgenden Tage teilnehmen sollte. Aus religiösen, geschäftlichen und politischen Gründen war ihm der Militärdienst in der Seele zuwider. Da bot der junge Fremdling seine Dienste als Ersatzmann an. Das Angebot wurde angenommen, und so paradierte im Hyde Park der verummte Berner Pfarrer als «Private Pennigton» vor König Karl I. Es war jene große Musterrung, an der in des Königs nächster Nähe einige Pulverfässer explodierten, wobei über 80 Personen getötet und noch mehr verwundet wurden. Hummel war

schwarz wie ein Neger, aber wunderbarerweise unverwundet davongekommen. Pennigton und seine Familie betrachteten ihn als den von Gott gesandten Retter. Von da an mußte er Pennigton und seine Frau « Father » und « Mother » nennen, und sie sandten ihn auf ihre Kosten an die Universität Cambridge, wo Pokoke Ligthfoot, Castelli, Morus und Bernhardi seine Lehrer waren. Die Ferien verbrachte Hummel bei den « Eltern » in London. Da traf er eines Tages in der City bei der Börse zwei Berner, Sigismund und Albrecht von Erlach, an. Sigismund ist der spätere General und Schultheiß (1690 gestorben). Albrecht wurde Landvogt zu Frinisberg. Ein glückliches Zusammentreffen mit Landsleuten in einer fernen großen Stadt feiert man auch heute noch gerne auf besondere Art; allerdings kaum mehr so, wie es unsere drei Berner taten. Sie gingen zusammen zur Kirche, dem Herrn zu danken und der Heimat zu gedenken; dann allerdings gab es ein Festmahl bei « Mutter » Pennigton. So heimisch wurde Hummel im Hause, daß ihm Pennigton die Hand seiner Tochter anbot, wenn er in England bleibe und Medizin studiere. Beides lehnte der undankbare Berner ab; denn die Heimat und ein liebendes Frauenherz riefen ihn zurück. Was er aber nicht ablehnte, war ein wohlbemessenes Reisegeld, von dem er am Tage seiner Hochzeit der Braut noch den Rest, 10 goldene englische Guineas, schenken konnte. Auch so blieb ihm die Liebe der englischen Adoptiveltern erhalten. Mrs. Pennigton vergaß in ihren Briefen nie, um Hummels Segen und geistliche Fürsprache zu beten. Sie lud ihn ein zum Besuch mit seiner Frau, und schalt ihn gelegentlich wegen seiner Schreibfaulheit.

Wie gefährlich das Reisen damals auch nur auf dem Kanal war, beweist wieder ein Erlebnis Hummels. Sein Schiff wurde außerhalb Dünkirchen von Seeräubern angehalten und geplündert. « Ein schrecklicher, fleischer Teufel mit einem hölzernen Bein und blutigem Mordmesser in der Hand » sei mit seinen Gesellen plötzlich an Bord gekommen und habe von jedem Reisenden ein Goldstück Tribut erpreßt. Auf dem gleichen Schiff reiste Austin Casaubon, Sohn des Isaac Casaubon, weiland Professor an der Genfer Akademie, der der Plünderung dadurch entging, dass er sich tot stellte. In Casaubons, mit Sammet ausgeschlagener

Kutsche, reiste Hummel nach Paris und Genf weiter. Er wurde in Bern der Hauptbefürworter der Cromwell'schen Unionsbestrebungen. Wie er namentlich mit Duraeus und Pell korrespondierte, und wie er den verfolgten Republikanern Ludlow, Cowley, Lisle und Ralfson in Lausanne und Vevey Schutz verschaffte, hat Herr Prof. Stern in seinen « Englische Flüchtlinge in der Schweiz » erzählt. Durch Hummel wurde der geistige Austausch zwischen englischer und schweizerischer Theologie aufs Neue angeregt. Diesmal waren die Schweizer die Empfangenden, die Engländer die Gebenden. So schreibt am 1. März 1643 der Basler Theologe Schönauer an Hummel: « Es haben die englischen Theologen so gar eine sonderbare, fürtreffliche Manier zu schreiben, daß sie es in derselben, nach dem Urteil der Gelehrten aller andern Nationen, zuvor tun. Sie sind exakt in der Zerteilung des Wortes, reich an Lehren, in der Applikation erbaulich, in ihren Meditationen scharfsinnig, in Erfindung schöner und bequemer Gleichnisse unvergleichlich; mit einem Wort, ich finde in ihren Schriften eine solche gesunde, andächtige und geistreiche Theologie, daß meinem Bedenken nach sie einem anstatt aller anderen sein könnten ».

Schönauer schreibt ferner, er habe eine reiche Bibliothek englischer Bücher und werde natürlich auch Hummel gerne solche besorgen. Hummel übersetzte verschiedene englische Schriften ins Deutsche. Er bekennt in einem Brief an Ralfson, er habe auch in England das Rauchen gelernt. Er wisse aus Erfahrung, daß der Tabak der Gesundheit nütze. « Nimmt er gleich die Gicht nicht ganz weg, ist er doch im Stand, die Schmerzen zu mildern ».

Wie Hummel in Bern, Mayer und Zwinger in Basel, so hatte Antistes Ulrich in Zürich zur Zeit Karl I. eine lebhafte Korrespondenz mit den Engländern. Die Vermittlungsversuche der Schweizer im Streite zwischen dem König und Erzbischof Laud einerseits und den Schotten andererseits waren eine natürliche Folge des lebhaften Interesses und der christlichen Sorge um die Schwesterkirchen. Die Korrespondenz von 1638—39 ist allgemein bekannt und soll hier deshalb nicht behandelt werden. Ich möchte nur ergänzend aufmerksam machen auf einige persönliche Zusammenhänge, die bisher wenig beachtet wurden. Wieder zeigt die Kor-

respondenz der Holländer Kirche, wie genau man sich von Zürich aus über alle Vorgänge und Möglichkeiten informieren ließ, wie eng die Zusammenarbeit war zwischen Schweizern, Genfern und Niederländern, und wie ausgeprägt ihre Sympathie für die Schotten. Im Zürcher Staatsarchiv gibt es eine Art Gegenstück zur holländischen Sammlung in der Korrespondenz des Antistes Ulrich. Wieder spielt darin Sir Oliver Flemming, der diplomatische Schuldenmacher, eine wichtige und recht zweideutige Rolle. Der Mann muß, neben andern Gaben, ein erstaunliches Sprachtalent gehabt haben, nebst Lateinisch, Englisch, Französisch und Deutsch schreibt er auch Italienisch sehr gut, und mit wahren Behagen zitiert er Zürcher Dialektausdrücke. Viele der Briefe mögen bisher zu wenig beachtet worden sein, weil er, wohl um die strenge Zensur während der ersten Jahre der Gefangenschaft des Königs zu täuschen, mit fingiertem Namen zeichnete als «Hinterzünian» oder «Introzuniano» oder «Zühner & Compère» und indem er den Antistes als «Uldriaco» adressierte. Die holländische Korrespondenz erlaubt namentlich auch, die Mission des Ratsherrn Escher näher zu verfolgen, der zur Eintreibung der Flemming'schen Schulden nach London gesandt wurde, und auch über die Stockar'sche Friedensmission von 1652—54 sind dort noch einige wertvolle Angaben zu finden.

Als interessanteste Gestalt unter den England-Schweizern des 17. Jahrhunderts möchten wir nun den Bündner Johann Baptist Stuppa von Chiavenna vorstellen, einen jüngern Bruder des bekannten Generalobersten in französischen Diensten, Peter Stuppa, Inhaber eines Regimentes, Kommandant des Gardes Suisses und Gründer sogenannter Freikompagnien. Johann Baptist war 1604 in Chiavenna geboren. Er studierte Theologie, wahrscheinlich kurze Zeit in Zürich und Basel, dann in Leyden und schließlich in Genf. Einige Zeit war er als Erzieher der Kinder des Seigneur de Montbrun in der Dauphinée tätig. Mit diesem Herrn kam er 1652 nach London, wo gerade eine Stelle in der französischen Hugenottenkirche zu «Savoy» zu besetzen war. Stuppa meldete sich, warm empfohlen von der Genfer Kirche und von César Calendrin. — Er erhielt die Stelle trotz starker Opposition. Er war ein großer Linguist, sprach er doch auch Deutsch

und Holländisch nebst vorzüglichem Englisch und Französisch. Zudem konnte er gelegentlich der lange verwaisten italienischen reformierten Gemeinde predigen. Nach Schicklers «Eglises du Refuge» mußte Stuppa seine Antrittspredigt in drei Sprachen halten, englisch, französisch und lateinisch. Alle drei Versionen wurden gedruckt, zusammen mit der Installationsrede, welche Pfarrer Bulteel am 29. August 1652 hielt. Im Wahlprotokoll heißt es unter anderm: «La Compagnie a été très satisfaite de ses doctes et pertinentes solutions à toutes les difficultés proposées, et de sa grande dextérité à exposer et réconcilier les passages des Ecritures. Bon latin, bonne élocution, orthodoxe doctrine, succinte et methodique exposition de son texte...». Von einem solchen Redner war offenbar vieles zu erwarten. In der nächsten Sitzung der Synode wurde das Salär des neuen Pfarrers von £ 90 auf £ 100 erhöht. Schon im dritten Monat nach Amtsantritt wurde er mit Calendrin und vier Ältesten zum Lord Protektor Cromwell delegiert, um ihm für seine, den fremden Protestanten erwiesene Freundlichkeit zu danken. Nachdem er, von dieser Delegation zum Sprecher bestimmt, mit Cromwell in persönliche Beziehung getreten war, ist es nicht verwunderlich, daß ihn der Lord Protektor bald häufiger zu sich kommen ließ, um mit ihm als einem sachverständigen, weitgereisten Manne die Frage der Beziehungen mit den protestantischen und reformierten Mächten zu besprechen. Bischof Burnett, mit dem Stuppa auch in spätern Jahren noch viel verkehrte, schildert in der «Geschichte seiner Zeit» ausführlich das Wesen des ganzen Projektes, bei dessen Ausarbeitung und Verwirklichung der Bündner das wichtigste Instrument und Cromwells erster Ratgeber war. Es sollte vorerst eine internationale Gesellschaft zur Förderung des reformierten Glaubens gegründet werden, betreut von sieben Räten und vier Sekretären. Der erste Sekretär sollte die Korrespondenz mit den Reformierten in Frankreich, in der Schweiz, in Italien und Savoyen besorgen, der zweite mit der Pfalz und östlichen reformierten Ländern, der dritte mit den Lutheranern Deutschlands und des Nordens und der vierte mit Ost- und Westindien. Die Gesellschaft sollte ihren Sitz im Chelsea College haben und mit einem Kapital von £ 100,000 dotiert werden. Der erste Sekretär, als welcher Stuppa in Aus-

sicht genommen war, sollte £ 500 Jahresgehalt bekommen. Zweck des Projektes sollte die Gründung einer großen protestantischen Union unter Führung Englands sein. Stuppa war erst ein halbes Jahr in London, als er zur Vorbereitung dieses Cromwell'schen Planes in mehr diplomatischer als kirchlicher Mission nach Frankreich geschickt wurde, um, wie er später Burnett erzählte, sich mit den wichtigsten Führern der Protestantischen Partei in Frankreich zu besprechen; ihre Macht und ihre Absichten kennen zu lernen, zu sehen, welcher Art die Unterdrückungen seien, über die sie klagten, und bis zu welchem Grade dem Prince de Condé, ihrem Führer, zu trauen sei.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Paris fuhr Stuppa die Loire hinunter, besuchte dann La Rochelle, Bordeaux und Montauban, durchquerte den ganzen Süden, und begab sich nach Lyon. Seine Instruktionen lauteten, er solle sich als einfacher Reisender ausgeben, die Protestanten vom Eifer und guten Willen Cromwells überzeugen, und sein Lob überall gebührend verkünden. Die Reise war nicht ungefährlich. Mazarin war durch den französischen Gesandten in London auf den geheimen Agenten Stuppa aufmerksam gemacht worden, und Mestrezat, der Vorsteher der Pariser Calvinistengemeinde, schrieb, der Kardinal habe Verdacht geschöpft und Befehl erteilt, Stuppa zu verhaften. Wohl durch seinen alten Herrn de Montbrun, der wieder in die Dauphiné zurückgekehrt war, vernahm Stuppa von der Gefahr und konnte rechtzeitig von Lyon nach Genf entweichen, wenn auch unter Hinterlassung aller Papiere. Nachdem er in gleicher Mission Holland besucht und in Spaa mit dem Fürsten von Tarent und Condé gesprochen hatte, zog er gegen Basel, wurde aber im Elsaß von den Franzosen verhaftet, doch nach kurzer Zeit wieder freigelassen. Ein zweite Verhaftung passierte ihm in Dünkirchen, wo er von den Spaniern angeblich als französischer Spion eingesteckt, und erst nach mehreren Wochen auf nachdrückliche englische Fürsprache hin freigelassen wurde.

Burnett resümiert den Bericht Stuppas über seine diplomatische Sendung dahin, die Protestanten in Frankreich hätten es recht gut, und seien zu keinen Abenteuern zu haben. Mazarin, einzig mit der Aufhäufung der Reichtümer seiner Familie beschäf-

tigt, betrachte die Innehaltung des Edikts von Nantes als ein wirksames Mittel für seine Zwecke, und halte sich deshalb strikte daran. Der Prince de Condé dagegen sei bei den Protestanten nicht gut angeschrieben, und somit kein wertvoller Bundesgenosse: « Je suis persuadé qu'il serait homme à sacrifier tout ce qu'il a d'amis et les plus belles causes du monde à son propre agrandissement ».

Der französische Gesandte in London meldete gegen Ende des Jahres 1654, Stuppa sei seit seiner Rückkehr schon mehrmals beim Lord Protektor gewesen. Man solle die zahlreichen Briefe öffnen, welche er offenbar an französische Protestanten sende, der Mann sei gefährlich und der Protektor schenke ihm volles Gehör und höchstes Vertrauen. Es wäre nützlich und vielleicht nicht aussichtslos, zu versuchen, ihn durch eine beträchtliche « récompense » für Frankreich zu gewinnen. Mazarin billigte den Vorschlag des Gesandten, der prompt melden konnte, Stuppa habe das Geschenk im Betrage von £ 300 angenommen, aber unter Mitteilung an Cromwell. Der Protektor billigte Stuppas merkwürdiges Doppelspiel, weil die gute Disposition Frankreichs ausgenützt werden konnte, um sich nachdrücklich für den Schutz der Waldenser zu verwenden. Auch der strenge Guizot, der sich in dem « Documents Historiques » einläßlich mit Stuppa befaßt, tadelt ihn keineswegs wegen Annahme jener « récompense », denn es stehe fest, daß er ein noch größeres Bestechungsangebot der Spanier und ein solches des Prinzen Condé abgeschlagen habe. Indem er die Politik Mazarins unterstützte, habe er der protestantischen Sache in Frankreich damals sicher am besten gedient. So groß sei der Einfluß des Bündner Pfarrers gewesen, daß Frankreich seinerseits auf den Herzog von Savoyen einen diplomatischen Druck ausübte, er möge rasch mit den Waldensern ein Abkommen treffen, um der drohenden englischen Einmischung zuvor zu kommen.

1655 erschien in London englisch und französisch eine « Collection or Narrative sent to His Highness the Lord Protector ... concerning the Bloody and Barbarous Massacres ... of the Waldenses ». Die Schrift wurde gewissermaßen als englische und protestantische Propaganda überall auf dem Kontinent verbreitet, so daß noch viele Exemplare zu finden sind. In der Einleitung heißt

es, Seine Hoheit der Lord Protector habe es passend gefunden, die vom Herausgeber gesammelten Berichte drucken zu lassen, so daß offenbar niemand anders in Betracht kommen kann, als unser Stuppa. Ein großer Teil der Berichte stammt von Genfer Korrespondenten, insbesondere von Léger. In England trug die Schrift wohl vieles bei zum Erfolg der am 7. Juni 1655 veranstalteten Kollekte für die Waldenser, die £ 30,000 ergab, eine Summe, zu deren Verteilung in spezieller Mission ein englischer Diplomat, Morland, nach Genf geschickt wurde. Die Übermittlung des Geldes besorgte die in London etablierte Genfer Bank Louis Calendrin & Cie. Nichts liegt näher, als die Annahme, daß Stuppa es war, der in jener Zeit immer wieder die große diplomatische Wichtigkeit der Schweiz betonte, sowohl bei Cromwell selber, als auch bei dem Staatssekretär Thurloe und dem lateinischen Sekretär John Milton; denn gerade in der Zeit des ersten Villmergerkrieges rechtfertigte kein englisches Staatsinteresse die außerordentliche Aufmerksamkeit, welche Cromwell den schweizerischen Verhältnissen zuteil werden ließ durch die Entsendung der Gesandten Dr. Pell zu den Kantonen und den Drei Bünden, des Theologen Duraeus zu den Kirchen, und der Diplomaten Morland und Downing nach Genf. Als Folge persönlicher Fürsprache Stuppas können wir uns auch die Offerte einer finanziellen Unterstützung an Zürich und Bern im Betrage von £ 20,000 während des Villmergerkrieges erklären, die so unvermittelt in den State Papers erscheint. Auch das Projekt der Schweizergarde für Cromwell, die Motivierung des Planes und die Führung der Verhandlungen mit dem Obersten Hirzel in Holland sind ganz auf Stuppa zugeschnitten. Wir finden darüber in den State Papers für September und Oktober 1655 verschiedene Angaben des royalistischen Sekretärs Nichols im Haag an Joseph Lane in London.

Die Häupter der königlichen Partei in Holland hatten durch die Indiskretion irgend eines Schweizeroffiziers, der in England war, von dem Plane des Usurpators Wind bekommen und verloren keine Zeit, ihm die allerschlimmsten Absichten zu unter-schieben. Er wolle die Armee des Parlaments auflösen, die ihn hochgetragen habe und, umgeben von fremden Söldnern, die englische Freiheit ganz ausrotten. Die Gelder, welche für die Wal-

denser gesammelt worden seien, hätten Savoyen nie erreicht, sondern seien in die Taschen schweizerischer Werbeoffiziere geflossen. Die vielen fremden Familien, die nach London strömten, mit angeblicher Bestimmung nach Irland, seien gar nicht Waldenser, sondern Schweizer, die so ins Land geschmuggelt würden, behauptete ein Amsterdamer Korrespondent von Sir William Langdale. So wirksam war der Aufschrei der Royalisten, daß Cromwell und sein Ratgeber den auch von den zeitgenössischen Historikern Clarendon und Burnett verbürgten Plan der Schweizergarde aufgeben mußte.

Zu diesem diplomatischen Mißerfolg Stuppas kam gleichzeitig noch eine Intrigue, welche seine einflußreiche Stellung beim Protektor erschütterte. Sogar der Staatssekretär Thurloe hatte Grund, auf den kleinen Schweizer Pfarrer neidisch zu sein, der in der wichtigen Frage der protestantischen Union die Rolle des einzigen Ratgebers spielte, und als erster Sekretär der Gesellschaft für den Glauben selbst Thurloe in Schatten zu setzen drohte. «Eines Tages, schreibt Burnett, erzählte mir Stuppa, er habe von einem Vertrauten des Prinzen Condé einen Brief aus Brüssel erhalten, in welchem auf einen Irländer aufmerksam gemacht wurde, der kürzlich nach England gefahren sei, wie er erklärte, um den Tyrannen zu töten. Der Mann werde in King Street, Westminster, absteigen». Mit diesem Dokument begab sich Stuppa sofort nach der Residenz des Protektors in Whitehall. Cromwell war eben in einer Sitzung des Staatsrates. Stuppa schickte deshalb eine schriftliche Meldung, er habe eine dringende und äußerst wichtige Meldung vorzulegen. Der Protektor war aber so ganz von Staatsgeschäften absorbiert, daß er offenbar annahm, es handle sich nur um diplomatische Nachrichten. Er sandte deshalb Thurloe zu dem wartenden Stuppa, der in die größte Verlegenheit kam. Er konnte sich natürlich nicht weigern, den Brief zu zeigen. Thurloe tat, als ob er der Sache keine Bedeutung beimesse und sagte, solche Warnungen seien häufig. Sie zu beachten, würde nur den Feinden Anlaß geben, zu behaupten, das Leben Cromwells sei in Gefahr. Wenn man der Sache zu viel Aufmerksamkeit schenke, gebe man sich den Anschein der Furcht und solche zu zeigen, stehe einem so großen Manne wie Cromwell

schlecht an. Stuppa meinte, King Street wäre bald polizeilich abgesehen. Thurloe antwortete, wenn man dann keinen Verdächtigen finde, habe man die Lacher gegen sich. Stuppa solle nochmals nach Brüssel schreiben und genauere Auskunft verlangen. Auch dürfe er eine Belohnung in Aussicht stellen für Angaben, die zur Verhaftung des Individuums führen könnten.

Stuppa war sehr niedergeschlagen, als er sehen mußte, daß eine Information, die sein Glück und sein Vermögen bedeuten mochte, so leicht genommen wurde. Von Brüssel war nichts weiter zu bekommen als eine Bestätigung der frühern Meldung. Thurloe ließ weder eine Haussuchung vornehmen noch andere Nachforschungen machen. Auch machte er Cromwell keine Mitteilung. Stuppa in seiner Sorge erzählte alles Lord Lisle.

Wenige Wochen später erfolgte Sydercombs Anschlag auf das Leben Cromwells während einer Fahrt von Brentford nach Hampton Court. In der Untersuchung ergab es sich, wie Lord Lisle feststellte, der in Cromwells Nähe war, daß der Attentäter der Beschreibung Stuppas genau entsprach. Der Protektor war überrascht, als er dies hörte, und ließ Stuppa sofort herbringen. In großem Zorn warf er ihm Undankbarkeit und Verheimlichung so wichtiger Nachrichten vor. Stuppa legte dem Protektor die Briefe aus Brüssel vor und erinnerte an die Meldung, die er sofort in die Sitzung des Staatsrates gesandt habe, und an sein Gespräch mit dem Staatssekretär Thurloe. Dieser wurde gerufen. Stuppa gab nochmals seine Darstellung des Falles. Thurloe widersprach nicht, betonte aber, in all den vielen Fällen ähnlicher Art habe sich der Alarm regelmäßig als falsch erwiesen, sodaß man auf derartige Warnungen nicht gehen könne. Cromwell wiederholte streng, daß ihm solche Meldungen unbedingt ausgerichtet werden sollten, da er allein in der Lage sei, die Wichtigkeit zu ermessen und die Folgen zu bestimmen, die ihnen gegeben werden sollen. Hierauf wünschte Thurloe mit Cromwell allein zu sprechen. Stuppa wurde entlassen und ging weg unter dem Eindruck, daß Thurloe in Ungnade gefallen sei. Aber bald vernahm er von Lisle, daß Thurloe dem Protektor so viele Beweise seiner Treue und Vorsicht in ähnlichen Fällen vorlegen konnte und so demütig seinen Irrtum im vorliegenden Falle bereute, Irrtum, der

nur aus seiner Sorge um die Ehre und Ruhe seines Herrn zu erklären sei, daß Cromwell vollständig befriedigt war. In der Tat, so sehr war Thurloe in alle Geheimnisse Cromwells eingeweiht, daß es ihm nicht ratsam scheinen konnte, den verdienten Staatssekretär in Ungnade zu stoßen, ohne ihn gleich zu vernichten, wie es ein Heinrich VIII. unter ähnlichen Umständen getan hätte. Der Protektor konnte sich nicht zu irgend einer Maßregelung entschließen. «Nachdem so viel erreicht war, sagt Burnett, und um sein Benehmen herauszustreichen und die mangelnde Wachsamkeit zu entschuldigen, verbreitete sich Thurloe so einläßlich über Stuppas Betragen, daß der Protektor eine schlechte Meinung von dem Schweizer bekam und ihm nie wieder die geringste Gunst und den geringsten Beweis seines Vertrauens schenkte. So erfuhr er zu seinem Schaden, wie gefährlich der Dienst großer Herren ist, wie man sich in Gefahr begibt, auch wenn man einen Herrn schützen möchte, falls ein Günstling oder ein Minister dadurch irgendwie in seiner Eigenliebe verletzt wird». Auch könne man an diesem Beispiel sehen, wie manchmal ein Fürst nichts über seinen Minister vermöge, selbst wenn sein Leben auf dem Spiel sei.

Dieser Zwischenfall mußte sich Ende 1657 abgespielt haben; denn von da an erscheint Stuppas Name nicht mehr in der Korrespondenz der Cromwell'schen Regierung.

Nachzuholen ist noch, daß Stuppa auch mit der Errichtung von Freiplätzen für Schweizer Studenten an der Universität Cambridge zu tun hatte; denn mit ihm hätte der erste «Freistudent», der Sohn des Antistes Ulrich, von Zürich nach England reisen sollen. Doch mußte Ulrich schließlich allein reisen, weil dringende Befehle des Protektors den Bündner zu vorzeitiger Abreise veranlaßt hatten.

Anfangs 1658 war Streit in der französischen Kirche von Threadneedle Street. Pfarrer Cisner wurde zur Demission gezwungen und auch Stuppa wurde einem scharfen Verhör unterworfen. Es heißt darüber in den Akten: «Il confessa sa faute et reconnut son erreur publiquement pour avoir soutenu et défendu Mr. Cisner et promit publiquement de se mieux conformer et d'être plus obéissant à notre discipline». Wieder war ihm die

Fürsprache César Calendrins und des Kirchenrates Dr. Diodati zu statten gekommen.

Gleich nach der Rückkehr der Stuarts finden wir wieder sehr zahlreiche Dokumente über Stuppa in den Akten der französischen und der holländischen Kirche, des Bistums London, des Erzbistums Canterbury und in den State Papers. Was war geschehen? Dank seiner Beredsamkeit, dank vielleicht auch der offenkundigen Ungnade des Protektors, wurde Stuppa vom Coetus als Sprecher einer Delegation bezeichnet, die beauftragt war, dem zurückgekehrten König Karl II. die Glückwünsche und Huldigungen der fremden Kirchen in London zu entbieten. Der Text von Stuppas französisch gehaltener Ansprache ist gedruckt in den « Actes et Documents » VI/28, der Hugenotten-Kirchen. Sie ist ein rhetorisches Meisterwerk. Sehr geschickt dankte Stuppa im ersten Teil seiner Rede dem Herrn dafür, daß er, mit der glücklichen Heimkehr Seiner Majestät, England den politischen und kirchlichen Frieden wieder geschenkt habe. Im zweiten Teil empfahl er mit herzlichen Worten die Sache der fremden Kirchen der Gnade eines Herrschers, der selbst die Leiden des Exils gekostet habe. Sogar der große Chronist Evelyn fand die Rede wichtig genug, um sie zu erwähnen. Er bezeichnet sie in seinem Tagebuch als « brilliant and eloquent ». Die Antwort des Königs war sehr gnädig und freundlich, nur wünschte er, daß Pfarrer Herault, ein Priester, der schon « konformiert », und der deswegen die Stelle verloren hatte, sofort wieder in sein Amt eingesetzt werde. Stuppa merkte, daß dies ein Wink für ihn sei, zu demissionieren, wenn er nicht selber konformieren, d. h. Anglikaner werden wollte. Er bat deshalb die Gemeinde inständig, ihn zu entlassen; aber ihrerseits ersuchten ihn die Ältesten, doch zu bleiben. Er ließ sich überreden, nahm aber doch einen längeren Urlaub, während dessen er im Sommer 1661 sich in Genf aufhielt. Als er im Herbst zurückkehrte, war die Stimmung am Hofe ganz anders geworden. Man betrachtete ihn nur noch als einen Günstling des Usurpators, einen Verräter an der göttlichen Sache des Königtums, einen Calvinisten der gefährlichsten Sorte.

Am 4. September 1661, 11 Uhr vormittags, heißt es in den Akten der französischen Kirche, erhielten wir einen von S. M.

eigenhändig unterzeichneten Brief, der uns gebietet, unserem Pasteur Stuppa zu melden, daß er ohne des Königs Einwilligung nicht mehr englischen Boden betreten dürfe. Stuppa war aber schon gelandet. Man schickte ihm Boten entgegen, die ihm rieten, sofort zu fliehen. Die Warnung erreichte ihn in Chatham. Zwei Tage später reklamierte der König noch viel strenger, weil dieser Stuppa innerhalb weniger Wochen zweimal ohne königliche Bewilligung und Paß das Land verlassen habe, was er sich schon gar nicht hätte zu schulden kommen lassen sollen in Anbetracht seiner frühern «*desaffection ouverte vis à vis de Nous et de Notre gouvernement ... ayant été un agent connu et un habituel pourvoyeur de nouvelles du dernier usurpateur ...*». Wie zum Protest schließt das Protokoll der Kirchenratssitzung mit dem Ausdruck tiefster Trauer über den großen Verlust, «*vu l'edification singulière que cette église a toujours reçue de M. Stouuppe, tant par sa conversation au milieu de nous que par ses excellentes prédications, où il n'a jamais rien enseigné qui ne soit conforme aux saines paroles de J. C.*».

In der königlichen Anklage wird Stuppa noch vorgeworfen, er habe sich in Dinge eingemischt, die nur Seine Majestät und den Erzbischof von Canterbury angehen. Es handelt sich um eine Vermittlungsaktion Stuppas in der französischen Kirche in Canterbury, wo der König den nicht konformierenden Pasteur Le Quex erst unauffällig sprengen lassen wollte, und schließlich einfach gegen den Willen der Gemeinde absetzte. Für uns hat der Streit ein doppeltes Interesse, weil der vom König begünstigte Pfarrer auch ein Schweizer war, ein Johannes Stockar von Schaffhausen. Der Mann hatte 1652 in Basel sein Examen bestanden und in Beggingen, laut der Familienchronik der Stockar, als Pfarrer gewirkt, dann aber wegen Sittlichkeitsvergehen die Heimat fluchtartig verlassen müssen. Nach Aufgabe seines zwinglianischen Glaubens erhielt er mit königlicher Gnade Karls II. erst die Stelle bei der französisch - protestantischen Gemeinde in Canterbury und bald dazu noch eine fette Pfründe an der Kathedrale. Er starb 1709, 84 Jahre alt, als Rector of St. Alphege, Canterbury.

Glücklich, den königlichen Häschern entwischt und in Frankreich gelandet, begab sich Stuppa zu seinem Bruder Peter, dem

General-Lieutenant. Dieser führte ihn am französischen Hofe ein, wo er für das reformierte Priesterkleid keine Verwendung hatte, so daß er es prompt gegen die Offiziersuniform vertauschte. 1672 finden wir ihn als Oberst-Lieut. und Inhaber eines eigenen Regiments, des Regiments « Stuppa jeune ». Aber den Politiker und Schriftsteller, den Pfarrer und Intriganten konnte er nie ganz ablegen. Für Louvois' Kriegspropaganda schrieb er 1672/73 in Utrecht das Pamphlet « La Religion des Hollandais », Briefe an einen Berner Pfarrer, angeblich J. H. Hummel, worin bewiesen wird, daß die Holländer keine rechten Protestanten, überhaupt sehr zweifelhafte Christen seien. — Warum? Weil sie so viele Sekten haben und weil sie die Schriften des Spinoza nicht verbrennen, weil der Geldsack ihr Gott sei. Dabei ist interessant, zu wissen, daß kurz darauf Stuppa mit Spinoza persönlich bekannt wurde, ihm mehrere Briefe schrieb, und ihm eine Pension zusicherte, wenn er eine seiner Schriften dem französischen König widme. Stuppas Schrift « La Religion des Hollandais » ist in jenen theologischen Zeiten viel besprochen und von den Holländern mehrfach beantwortet worden. Den Schweizern, für die sie in erster Linie bestimmt war, hat sie wenig Eindruck gemacht, so wenig wie eine Denkschrift Stuppas von 1689 zur Entschuldigung der Bündner Offiziere, die für Frankreich gegen Holland kämpften und sich so gegen die Kapitulationsverträge vergingen. Rousset in seiner « Histoire de Louvois » schildert Stuppa direkt als die rechte Hand des großen Ministers und als Vater der modernen Kriegspropaganda. Mit immer neuen Argumenten der Politik und Theologie suchte er die Holländer zu diskreditieren und dafür die Größe seines Königs zu feiern.

Zur Zeit der Aufhebung des Ediktes von Nantes standen einige Kompagnien von Stuppas Regiment im Süden Frankreichs, die andern auf Sizilien. Man nahm immerhin soweit Rücksicht auf die vorwiegend reformierten Soldaten und Offiziere, daß man sie nicht gegen ihre Glaubensgenossen gebrauchte. Der Regimentskommandant selber war mit seinem alten englischen Freunde, Bischof Burnett, in Rom. Dank der Verwendung befreundeter Offiziere der päpstlichen Schweizergarde brachte es Stuppa sogar fertig, daß der Papst sich bereit erklärte, dem englischen Bischof

und vertrauten Ratgeber Wilhelms von Oranien eine Audienz zu gewähren. Die Begegnung fand auf Stuppas genialen Rat im Schlafzimmer Seiner Heiligkeit vor Tagwache statt; denn nur so ließ sich die letzte diplomatische und politische Schwierigkeit, der Pantoffelkuß, umgehen.

Sein Ende fand der einstige Hugenottenpfarrer an der Spitze seines Regiments im Dienste Seiner Allerchristlichsten Majestät in der Schlacht von Steenkirke im August 1692.

Stuppas Bild schwankt natürlich in der Geschichte. «Un homme d'honneur et de ressources» nennt ihn Rousset. Der Holländer Pierre de Witt schildert ihn einen Sklaven Cromwells, der vom republikanischen Pfarrer zur Hofschranze der Königin von Frankreich sich emporgewunden habe, schlecht als Pfarrer, schlecht als Offizier. Am besten kannte ihn wohl Burnett, der sein Urteil zehn Jahre nach Stuppas Tod in eine Zeile faßt: «A man of intrigue, but of no virtue» und doch hat Burnett selber mit Stuppa mehr verkehrt als mit irgend einem andern Schweizer, und sich seiner Dienste bei vielen gar nicht besonders tugendhaften Intriguen ausgiebig bedient.

Trotz der Versuche Karls II., überall die Konformisten durchzusetzen, finden wir während seiner ganzen Regierungszeit verschiedene Genfer und Schweizer in England. Ein Waadtländer, Meige von Yverdon, bewirbt sich 1665 um ein Stipendium von £ 40, ausgesetzt zu Gunsten der Mission in Nord-Amerika, wird aber abgewiesen, weil er nicht fähig sei die Sprache der Indianer zu sprechen. Mark Michely von Genf wurde 1671 mit des Königs Sanktion als Pasteur an die alte Kirche Stuppas gewählt. 1674 erhielt er seine Priesterweihe durch den Bischof von London, hat also konformiert. Er starb schon 1674. Die Grabrede von David Primrose ist gedruckt und schildert Michely als innig geliebt von allen Gläubigen, als edlen Menschen und glänzenden Prediger.

Sein Landsmann Jean Le Clerc war anfangs der 1680er Jahre in den Kirchen von Les Grecs, Hog Lane, Soho und Savoy angestellt und siedelte 1683 nach Holland über.

Wer von den Fremden englischer Untertan werden wollte, mußte zur Hochkirche übertreten. Dies taten 1663 Philipp

Mussard und John Colladon von Genf und 1688 Johann Conrad Werndly von Zürich.

Dr. John Colladon war in Genf geboren. Er hatte das Glück, Sir Theodore de Mayerne zu gefallen, der ihn einlud, auf seine Kosten auf die Universität Cambridge zu gehen, wo er Medizin studierte. Die Immatrikulation ist datiert vom 23. November 1635. Ein fröhlicher Studiosus muß er gewesen sein; denn er brachte es auf über £ 2000.—.— Schulden. Aber Mayerne bezahlte glatt und rüstete den jungen Freund nach dem Examen neu aus und gab ihm seine Nichte zur Frau, welche den jungen Doktor in guter Zucht hielt. Wie es ihm unter Cromwell erging, wissen wir nicht. Unter Karl II. erscheint er als «Physician in Ordinance to the King and Queen», also als Hofarzt. Am 8. August 1664 wurde er im Somerset House zum Ritter geschlagen und hieß fortan Sir John Colladon of St. Martin's in the Fields. Im Dezember des gleichen Jahres wurde er «Honorary Fellow des Royal College of Physicians».

Pepys, der Verfasser des berühmten Tagebuches, kannte ihn und stellt ihm ein gutes Zeugnis aus. Auch in den Kantonen der Eidgenossenschaft war Colladon geschätzt. Er korrespondierte mit Johann Jakob Stockar und mit den Kirchen und Regierungen von Zürich, Bern und Genf. Im Zürcher Staatsarchiv liegt von ihm ein Bericht über den großen Brand von London im Jahre 1666. Er war es wiederum, der beauftragt wurde, die Kondolenz der Zürcher Kirchen dem Bischof von London und dem König zum Ausdruck zu bringen. Einen Dankesbrief des Bischofs für dieses Kondolenzschreiben überbrachte nach Zürich ein Student, Johann Rudolf Zeller, der von Oxford zurückkehrte. Dr. Colladon ist an der Seite von Theodore de Mayerne in der St. Martinskirche begraben. Sein Sohn, Theodore Colladon, studierte in Oxford und wurde ebenfalls Arzt, 1670, Hon. Fellow of the Royal College of Physicians, 1685, Fellow 1687, und im gleichen Jahre von Jakob II. zum Ritter geschlagen. Auch bei Wilhelm III. stand er als Hofmedicus in höchster Gunst. Er pflegte den König nach dem verhängnisvollen Sturz und Schlüsselbeinbruch im Hyde Park. Seine Unterschrift steht auch auf dem Bulletin, welches der Welt den Tod Wilhelms III. anzeigte. Colladon starb 1712. Er hat ein

Denkmal im Chelsea Hospital. Seine Tochter, Anne Colladon, war die letzte des Stammes. Sie hat eine Gedenktafel im französischen Spital, dem sie 1718 große Schenkungen machte. Auf dieser Gedenktafel ist sie beschrieben als Erzieherin am Hofe. Sie war verheiratet mit einem Landedelmann aus dem Hause Montague of Papplewick in Nottinghamshire.

Ein Daniel Colladon studierte 1670 die Rechte in Oxford. Im gleichen Jahre erwähnen die Bücher der Universität Johann Georg Grob von Zürich als Lehrer der hebräischen Sprache und Johann Kaspar Bruneaus von Zürich als Student. 1675 erscheint in der Universitätsbibliothek von Oxford der Theologe Johann Rudolf Rudolf von Bern, der im folgenden Jahre Professor der hebräischen Sprache in seiner Vaterstadt wurde. Dr. F. Trechsel im Berner Taschenbuch berichtet, daß Rudolf persönlich mit Hobbes, Lightfoot und andern großen Engländern seiner Zeit bekannt gewesen sei und zeitlebens mit ihnen korrespondiert habe. 1682 wohnte Jakob Bernoulli von Basel einer Diskussion der Royal Society in London bei, eingeführt durch den Gründer der Sternwarte von Greenwich, Flamsteed.

Als im Jahre 1687 Bischof Burnett in Zürich war, und die «Zürich Lettres» aufs neue entdeckte, leistete ihm ein Genfer Student die besten Dienste beim Abschreiben der wichtigsten Dokumente. Es war Alphonse Turrettini, der, wie Burnett sagt, bestimmt war, «seinem Lande ein Segen und seiner Kirche eine neue Leuchte» zu werden. Aus dieser Bekanntschaft mit dem Ratgeber König Wilhelms III. mag sich Turrettinis Glück während seines englischen Aufenthaltes erklären. Er lernte Englisch so gut, daß er in Oxford und später in Genf englisch predigen konnte. In Cambridge war er persönlich befreundet mit Sir Isaac Newton, der ihn in die Royal Society einführte, während er am Hof durch Burnett Zutritt hatte. Kein Wunder deshalb, daß er einen größern Maßstab gewann für Dinge dieser und der andern Welt als viele seiner Zeitgenossen unter den reformierten Geistlichen.

Mit Newton in enger Beziehung stand ebenfalls Nicolas Fatio. Als Sproß einer aus Chiavenna stammenden Familie in

Basel geboren, war er früh nach England gekommen. Dank seiner ungewöhnlichen Begabung für Mathematik und Astronomie wurden Leibnitz und Newton auf ihn aufmerksam. Der letztere verwandte sich für Fatos Aufnahme in die Royal Society schon 1688, als dieser erst 23 Jahre alt war, vielleicht ganz besonders, weil Fatio im Streit wegen der Differenzialrechnung für Newton und gegen Leibnitz geschrieben hatte. Ihm passierte es später, zum Pranger verurteilt zu werden. Diese Demütigung drückte Fatio so sehr, daß er die Wissenschaft aufgab und als Missionar nach Asien zog.

Schweizerische Soldaten waren vor der Zeit Wilhelms III. in England ganz selten. Ein Erlach von Bern erscheint als Bezüger einiger Stipendien in den Rechnungsbüchern 1612—20, mehrmals als Lord Durlac bezeichnet. Oberst J. Peblitz von Zürich reklamierte am 13. April 1636 seine «bei der Krone Engelland rückständige Gages». Er wandte sich um Hilfe an einen in London lebenden Dr. med. Thomann, der von ihm als am Hofe einflußreiche Persönlichkeit betrachtet wurde.

An Antistes Klingler schreibt 1689 von London Rudolf Meyer, er hoffe auf eine Stelle in einem kapitulierten Regiment; der Metzger Freitag habe sich zur Artillerie gemeldet und des Pfarrers Ulrichen Sohn habe Dienst genommen in der Reiterei. Die meisten Schweizer traten wohl in die holländischen Schweizer Regimenter Wilhelms III. ein. Britischen Boden betrat gar nie das Regiment de Sacconnay, durchwegs fälschlich bezeichnet als Lord Saxons Regiment, das ca. 1693—97 unter Lord Galloway und Prinz Eugen diente. Im weitem erscheinen in Daltons Army Lists die Namen von Hauptmann Emanuel Kirchberger und Sigismund von Erlach 1689, John Henry de Montmollin 1689/90, Lieutenant John Francis de Saussure 1692—1702, Lieut. John Charles Steiger 1697, Johann Ludwig Schlund als Genieoffizier 1690/98 in Irland, Hauptmann Bonstetten, Lieut. Grueber, Lieut. Desjean, Lieut. Vincent Bonnard und nicht weniger als je drei de la Bastide und de Vischer. Abraham de Vischer, der es bis zum Obersten brachte, hatte seine Laufbahn mit Roger Sterne, dem Vater von Lawrence Sterne, begonnen. Vischer war Pate des Autors von Tristram Shandy und zeitlebens ein treuer Freund der Familie.

Der fleißigste Schweizerkorrespondent in England war von 1680 an Johann Caspar Werndly von Zürich, ein Pfarrer und Protektionsbettler. Der Mann hatte eine Idee, mit der er seine kleinen Geschäfte zu machen versuchte: Die Wiederaufnahme der freundschaftlichen Beziehungen zwischen der Zürcher und der anglikanischen Kirche, die den englischen Lesern eben damals durch die Publikationen des unvergleichlichen Strype in Erinnerung gerufen wurden. Werndly bildete sich ein, die Engländer müßten glücklich sein, immer noch von Zürich zu lernen. Deshalb übersetzte er die Zürcher Liturgie und mehrere Predigten und Erbauungsschriften zürcherischer Geistlicher ins Englische. Diese Arbeiten überreichte er, begleitet von langen Huldigungsschreiben, den englischen Bischöfen, wobei er nie vergaß, auf seine finanzielle Bedrängnis hinzuweisen und um Hilfe und Pfründen zu bitten. Burnett, der ihn am Anfang recht gut brauchen konnte, um für sich und König Wilhelm Propaganda zu machen, stellte Werndly kalt, als die Revolution vorbei war. Der Bischof von London hatte mehr Langmut, sodaß Werndly immer wieder Hoffnung schöpfte, er könne doch noch etwas wie ein Sekretär und Vermittler werden. Schließlich wurde er vorübergehend Kaplan beim englischen Gesandten Stanyan in Bern, um nachher wieder verdienenterweise im Dunkel kleiner Gemeinden in Buckinghamshire zu verschwinden. Er war eben nicht der Mann, die für seinen Geist zu große Idee zu verwirklichen, und auch Zürichs geistliche Größen jener Zeit, Klingler, Zeller und Nüscherer, waren nicht vom Format eines Heinrich Bullinger. Ihre Briefe verraten so recht die Armut und Enge des zürcherischen Kirchen- und Geisteslebens des 17. Jahrhunderts, das nicht mehr im Stande war, auch nur empfangend Schritt zu halten mit der von neuem Leben erfüllten englischen Theologie und der ebenso frischen englischen Literatur und wissenschaftlichen Forschung, die, wie der allgemeine politische und wirtschaftliche Aufschwung für das England Wilhelms III. und der Königin Anna bezeichnend sind.

Was Werndly trotz eines vierzigjährigen Aufenthalts in England nicht begreifen konnte, das erfaßte intuitiv mit dem Blick des Genies Beat Louis de Muralto, der Berner Patrizier, der während eines kurzen Londoner Aufenthaltes 1693/94 die Ein-

drücke und Materialien sammelte zu seinen « Lettres sur les Anglais et les Français et sur les Voyages », das Buch, das in Frankreich und in der Schweiz eine fast revolutionäre Wirkung auf geistigem Gebiete auslösen sollte, obschon es erst noch über ein Vierteljahrhundert als Manuskript liegen blieb. Als es 1725 erschien, da war auch das geistige Zürich wieder erwacht. Da waren Bodmer und Breitinger und die Gesellschaft der Malern schon an der Arbeit, denen der englische « Spectator » den Weg zu Addison, Milton und Shakespeare zeigte und sie in den Stand setzte, dem neuen Jahrhundert der Aufklärung den Weg zu bahnen.
